

Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten

Angriffe auf die Wissenschaft und wie die Soziologie damit umgehen könnte

Steffen Mau, Paula-Irene Villa

»Alternative Fakten« lautete das Unwort des Jahres 2017. Die Bezeichnung sei »der verschleiernde und irreführende Ausdruck für den Versuch, Falschbehauptungen als legitimes Mittel der öffentlichen Auseinandersetzung salonfähig zu machen«,¹ so begründete die Jury ihre Wahl. 2016 hat die Gesellschaft für Deutsche Sprache² das Wort »postfaktisch« zum Wort des Jahres gekürt. Die Begründung für »postfaktisch« lautete wiederum, »dass es in politischen und gesellschaftlichen Diskussionen heute zunehmend um Emotionen anstelle von Fakten« gehe und es eine Entwicklung »von der Wahrheit zur gefühlten Wahrheit« gebe. Unter diesen Bedingungen seien große Bevölkerungsschichten »in ihrem Widerwillen gegen die ›da oben‹ bereit, Tatsachen zu ignorieren und sogar offensichtliche Lügen zu akzeptieren.«

Noch vor 5 Jahren hätte man bei den Begriffen »postfaktisch« oder »alternative Fakten« allenfalls an den so genannten *lunatic fringe* gedacht – an marginale, politisch nicht relevante Kleinstmilieus, in denen absurde Vorstellungen die Weltsicht prägen. Inzwischen diskutieren wir als politische Öffentlichkeit sowie im Fach die Selbsttäuschung und Fehleinschätzung dieser, unserer Wahrnehmung. Eine womöglich dreifache Fehlleistung: Einerseits offenbar unterschätzt zu haben, wie relevant bislang für indis-

1 www.unwortdesjahres.net/index.php?id=51, letzter Aufruf 1. April 2018.

2 www.gfds.de/wort-des-jahres-2016/#postfaktisch, letzter Aufruf 1. April 2018.

kutabel gehaltene Deutungen werden können (Stichwort »Reichsbürger«), andererseits allzu naiv davon ausgegangen zu sein, »Fakten« seien alternativlos und ihre Autorität unzweifelhaft. Und, schließlich, die wohl naive Annahme, es habe eine Ära der Fakten und der Fakten allein gegeben. Denn nur so macht ja die Rede von »postfaktisch« Sinn.

Inzwischen haben nun die Begriffe »postfaktisch« oder »alternative Fakten« eine steile Karriere gemacht. Sie sind zum Signum eines gesellschaftlichen Umbruchs geworden, in dem wissenschaftliches und durch Experten produziertes und vermitteltes Wissen nicht (mehr?) den selbstverständlichen Fluchtpunkt gesellschaftlicher Selbstaufklärung darstellen, sondern – ganz im Gegenteil – geradezu abgelehnt, verpönt oder gar zum Symbol einer übelmeinenden Elite stilisiert werden. Der angeblich unaufhaltsame und mit der Wissenschaft verbundene Aufstieg von Rationalität und Vernunft, der gerade uns Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen so alternativlos schien (und zwar gerade auch dann, wenn innerhalb der Wissenschaft dieser Aufstieg als widersprüchlicher, exkludierender, ungleichzeitiger, ungleicher, als manchmal behauptet, kritisiert wurde), trifft auf heftige Gegenwehr. Dabei ist es nicht nur ein »Recht auf Nichtwissen«, das sich hier öffentlich und politisch artikuliert, sondern ebenso das Beharren auf Besserwissen wider besseren Wissens. Ein Besserwissen, das sich im subjektiven Erleben und/oder im ersten plausiblen Gedanken begründet. Teile der Soziologie fragen demnach zu Recht, inwiefern sich der ressentiment-getriebene Zweifel an Expertentum und unverrückbaren Fakten auch als Selbstbehauptung deklassierter und verachteter sozialer Erfahrungen artikuliert – als »politischer Schrei nach Anerkennung« also, um frei nach dem Stück der Band *Die Ärzte* zu zitieren.³

Seit Jahren nun sind in diesem Zusammenhang die Wissenschaft und mit ihr viele Wissenschaftler und ausdrücklich Wissenschaftlerinnen (nämlich bisweilen in sexualisierter gewaltvoller Weise) Zielscheibe heftiger An-

3 »Deine Gewalt ist nur ein stummer Schrei nach Liebe.

Deine Springerstiefel sehnen sich nach Zärtlichkeit.

Du hast nie gelernt dich artizukulieren.

Und deine Freundin die hat niemals für dich Zeit« (Schrei nach Liebe, *Die Ärzte*, 1993).

Allerdings, ironischerweise, reproduziert der Songtext genau die Missachtung, aus der sich das Ressentiment speist, gegen das die Band ansingt. Von dieser Attitüde distanzieren wir uns ausdrücklich. Die empirischen Studien bzw. soziologischen Auseinandersetzungen (vgl. unter anderem Cornelia Koppetsch im Interview im Spiegel, Nr. 16, 2018, oder Heinz Bude im Interview mit *Die Zeit*, Nr. 4, 2015) nehmen die Abwertungserfahrungen und daraus resultierende Dynamiken ernst, auch im Sinne einer Selbstkritik intellektueller, soziologisch gebildeter Eliten.

griffe geworden. Ablehnungsreflexe finden sich sowohl innerhalb populistischer Strömungen, bei aufklärungsfeindlichen Autokraten, in den Echo-kammern der Verschwörungstheoretiker und in pseudoreligiösen Sekten, bei dem Mann und der Frau in der Straße, die sich über das »Expertengeschwätz« erregen, nicht zuletzt aber auch bei gesellschaftlichen Eliten, denen bestimmte Erkenntnisse politisch nicht passen – und darum zum Teil die *political correctness* beklagen, die (angeblich) aus den USA kommend, nun auch im Übermaß die deutschen Universitäten heimsuche.

Das Streuen von falschen Informationen ist im Zeitalter neuer Medien und beschleunigter, eskalatorisch angelegter Informationsverbreitung sogar zur politischen Strategie geworden, um die Meinungen möglichst vieler effektiv zu beeinflussen. Gleichzeitig sinkt das Vertrauen in die lange unangefochtenen Instanzen der Wissenserzeugung und -vermittlung, etwa den öffentlich-rechtlichen Rundfunk oder die Institutionen der Wissenschaft, die eigentlich als Korrektiv falscher oder manipulierter Informationen wirksam sein sollten. Das (uns eventuell neu scheinende) Misstrauen gegen Fakten und Wissenschaft ist keineswegs urplötzlich über uns herein gebrochen. Ja, es gehört womöglich unweigerlich zur modernen Gesellschaft der Mündigen dazu. Sehr frei nach der Devise der Aufklärung ist die Heuristik des Selber-gegen-Autoritäten-Denken ein Kennzeichen der rationalen Moderne. Freilich, was dann als vernünftiges Denken gilt, ist damit noch nicht ausgemacht. Deren Maßstäbe zu formulieren, das ist Aufgabe der Epistemologie. Entsprechende Bemühungen und die sie begleitenden Debatten prägen nicht zuletzt unser Fach, das wie wenige methodologisch und epistemologisch plural ist.

Mit den aktuellen Dynamiken im politischen und medialen Feld – von der Klimaforschung bis zur Zurückweisung der Evolutionstheorie – scheint das für selbstläufig gehaltene Voranschreiten einer an Erkenntnis und Einsichten interessierten Gesellschaft vorläufig vorbei. Die Rückwirkungen auf das System der Wissenschaft sind enorm. Wo Wahrheit und Erkenntnis frei verhandelbar oder von Glaubenssätzen abhängig werden, ist es schwierig auf das rationale und gut begründete Argument zu vertrauen. Wo Nützlichkeit und allgemeine Verständlichkeit eingefordert werden, ist die Wissenschaft als autonomes Teilsystem delegitimiert. Die Wissenschaft selbst, insbesondere wenn sie unbequeme Wahrheiten verkündet oder lediglich auf die normative Uneindeutigkeit von Komplexität verweist, kann dann leicht zur Zielscheibe werden. Manche, wie der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Peter Strohschneider, befürchten sogar,

unter diesen Vorzeichen könne freie Wissenschaft zum »Objekt von Insinuation und Verdächtigmachung werden« (2017: 3) und der auf Wahrheits-suche und Begründungsbedürftigkeit ausgerichtete Diskurs könne Schaden nehmen. Folgen der Angriffe sind unter anderem die Einschüchterung von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, Selbstzensur und Denkverbo-te, die die Freiheit der Wissenschaft als Ganzes unterhöheln.

Dass ein derartiges gesellschaftliches Klima unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern für Unruhe sorgt, ist nachvollziehbar. Die Mobilisie-rungen des *March for Science*⁴ sind vor allem von der Besorgnis motiviert, es entstünde ein wissenschaftsfeindliches Klima, das letztlich Demokratie und Rationalität bedrohe. Zuweilen wurde bei den Aufrufen und den Slogans allzu simpel auf das wissenschaftliche Privileg der Verfügung über echte, objektive, tatsächliche und eigentliche Fakten verwiesen – als sei immer schon sowieso und verbindlich klar, was genau »wissenschaftliche Fakten« seien. Im Kern geht es aber um die Forderung, dass wissenschaftliche Fakten und Evidenzen weder geleugnet noch »alternativen Fakten« gleich-wertig gegenübergestellt werden sollten. Bei den *Science Marches* geht es zu-dem um die Freiheit der Wissenschaft, die sich nicht zuletzt darin realisiert, sich über Fakten wissenschaftliche Gedanken zu machen. Mit anderen Worten: Es geht um die Freiheit von Lehre und Forschung, die ihre Selbst-reflexion jenseits unmittelbarer Verwertungskalküle beinhaltet. Solche kriti-sche Selbstbeobachtung berührt unser Fach seit jeher und hat immer wieder zu produktiven Auseinandersetzungen um die Ausgestaltung der Soziologie zwischen Sozialtechnologie und Verunsicherungswissenschaft geführt.

Schaut man genauer auf die Vorbehalte, denen Wissenschaft, Wissen-schaftlern und Wissenschaftlerinnen heute gegenübertreten, so unterschei-den wir – als Diskussionsvorschlag, idealtypisch abstrahiert und ohne Behauptung empirischer Systematik – sieben Typen von Angriffen, die auf je-weils andere Motive zurückzuführen sind, und auch auf unterschiedliche Wiese problematisiert werden können.

1. *Antiwissenschaft*: Es gibt eine anschwellende Bewegung der Antiwissen-schaft (oftmals gepaart mit Antiintellektualismus), deren Kern die Er-kenntnisverleugnung ist. Hier werden Evidenzen und Einsichten verleugnet, ganz unabhängig davon, auf welche Art und Weise sie zustande

4 Der *March for Science* ist in den USA entstanden als Ausdrucks des Protests gegen die anti-wissenschaftlichen *policies* der Trump Regierung, aber auch international getragen angesichts der weltweiten Bedrohungen der Wissenschaftsfreiheit und konkreter Wis-senschaftlerinnen und Wissenschaftler in autoritären Regimen.

gekommen sind, und ob sie einer wissenschaftlichen Prüfung standhalten oder nicht. Der Glauben bzw. die Autorität der eigenen subjektiven Erfahrung dominiert das Wissen. Logischerweise ist dieser Haltung mit akademischen Formen der Rationalisierung wie dem Verweis auf Zahlen, Tatsachen oder Sachargumenten nicht beizukommen. »Eigene Wahrheiten« oder gespürte Sicherheiten, die als Evidenz behauptet, und daher nicht geprüft werden wollen, werden zum Maß der sozialen Dinge. Das bedeutet nicht, dass wissenschaftliche Erkenntnisse hier keine Rolle spielen können, es kommt aber zur sehr selektiven Wahrnehmung ausschließlich »passender Fakten«, die das eigene Weltbild zementieren. In der Psychologie ist dieses Phänomen der *motivated cognition* gut benannt: Menschen lehnen – interessanterweise unabhängig von Bildung und politischer Orientierung – Forschungsergebnisse ab, die nicht ihrer Weltanschauung entsprechen.

2. *Politische Angriffe*: Es gibt eine größere Zahl von Angriffen auf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufgrund der Forschung, die sie vertreten oder betreiben, und die im Lichte bestimmter politischer, ideologischer oder normativer Auffassungen abgelehnt werden.⁵ Hier ist das Spektrum breit gefächert und reicht von der Migrationsforschung über die Ausstellungspraxis wissenschaftlicher Museen (Stichwort Provenienzforschung) bis hin zu den Gender Studies, mit jeweils sehr unterschiedlichen Begründungszusammenhängen. Zum einen können politische oder normative Ansprüche an Forschung herangetragen werden, die mit wissenschaftlichen Vorgehensweisen und Befunden in Konflikt geraten oder zu einer veränderten wissenschaftlichen Praxis auffordern. Zum anderen ist die Wissenschaft nicht frei von normativen Voreinstellungen (von der Fragestellung über die Erhebungsinstrumente bis hin zur Ergebnispräsentation), die auch normativ kritisierbar sind (etwa durch Betroffene, Stakeholder etc.). Problematisch ist die Entwicklung dann, wenn eine forcierte Politisierung der Wissenschaft die Wissenschaftsfreiheit untergräbt, und solche Auseinandersetzungen denunziatorische Dynamiken entfalten.
3. *Ethisch motivierte Angriffe*: Schließlich gibt es heftige Angriffe auf bestimmte Forschungsrichtungen und Forscher/innen durch gesinnungsethisch motivierte Gruppen. Hier geht es zumeist um ethische Fragen im engeren Sinne, beispielsweise im Bereich der Gentechnik, der Hirn-

5 Aus der Fülle an Darstellungen vgl. für die USA aktuell: <http://feature.politicalresearch.org/war-on-the-ivory-tower>, letzter Aufruf 1. April 2018.

- forschung («unmenschliche Forschung», »Tierrechte») oder der Rüstungsforschung. Diese sind letztlich Teil gesellschaftlicher Kontroversen, denen sich Wissenschaft kaum entziehen kann, und berühren die Frage, welche Grenzen Wissenschaft haben sollte und welche Forschung vertretbar ist. Allerdings werden hier aktivistisch Moral und Politik mit Wissenschaft auf eine allzu verkürzte Weise vermischt. Die Wissenschaft braucht womöglich mehr Raum, Ressourcen und Zeit als gegenwärtig vielfach gegeben, um sich mit den ethischen und, ja, normativen Dimensionen ihrer Forschungspraxis zu befassen – es sind Dimensionen, die im Forschungsprozess immer virulent sind.
4. *Diktatur der Experten*: Es gibt gesellschaftlich eine nicht unerhebliche Ablehnung der Macht von Experten, die im öffentlichen Raum als autoritative Sprecher und Sprecherinnen auftreten. Hintergrund ist hier nicht zuletzt, dass Wissenschaft und mit ihr Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als Teil einer Elitkultur wahrgenommen werden, und es häufig – in Deutschland etwa – tatsächlich sind. Sie teilen mit anderen Eliten kosmopolitische Grundhaltungen, profitieren von Globalisierungs- und Migrationsdynamiken, sie sind mitunter Teil der gleichen epistemischen Community, verfügen über hohe formale Bildung. All dies setzt sie, setzt uns, von der Durchschnittsbevölkerung ab. Soweit es gesellschaftlich ein Unbehagen gegenüber den Eliten gibt, wird dies gesellschaftlich im Verhältnis von einigen Bevölkerungsgruppen zur Wissenschaft gespiegelt. Auch hierzu hat die Soziologie einerseits viel forschungsbasierte Expertise, andererseits womöglich zu wenig Selbstreflexion hinsichtlich ihrer eigenen Situation. Das kann Borniertheit und Hybris in Bezug auf die eigene Forschungspraxis und auf die eigene Position in der Gesellschaft zur Folge haben – oder zumindest eine solche Fremdwahrnehmung begünstigen.
 5. *Abhängigkeit*: Laut dem Wissenschaftsbarometer 2017 geben mehr als 70% der repräsentativ Befragten an, dass die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu stark von ihren Geldgebern abhängig sind (Wissenschaft im Dialog 2017). Es gibt also durchaus beachtliche Zweifel an der Unabhängigkeit von Wissenschaft, letztlich an ihrer Freiheit und Neutralität. Ihre (mehr oder minder, je nach Ort und Disziplin starke) Abhängigkeit von Geldgebern, Sponsoren und der Politik wirft in der Öffentlichkeit – und innerhalb der Wissenschaft – die Frage auf, ob es sich bei der wissenschaftlichen Praxis wirklich um »interessenloses Interesse« handelt. Der Vorwurf der gekauften Wissenschaft steht im Raum

und mit ihm Forderungen nach größerer Transparenz der Finanzierungspraxis. Auch hierzu muss sich die Soziologie verhalten. Sie tut es bereits unter anderem durch ethische Selbstverpflichtungen, besonders aber durch die Bemühungen um Transparenz hinsichtlich empirischer Designs. Im Lichte der zum Teil sensiblen personenbezogenen Daten, mit denen unser Fach arbeitet (insbesondere im Bereich qualitativer Methoden), sind diese Auseinandersetzungen sehr umsichtig und nüchtern zu führen.

6. *Kritik an wissenschaftlicher Praxis*: Im Wissenschaftsbarometer 2017 geben viele Befragte an, dass sie Zweifel an der Wissenschaft haben, weil Forschende Ergebnisse an die eigenen Erwartungen anpassen (40 Prozent Zustimmung) oder Fehler machen (18 Prozent Zustimmung). Hierbei geht es im Kern um die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis und um Kritik an wissenschaftlichem Fehlverhalten (»schlechte Wissenschaft«, Plagiate etc.). Auch hier hat die Soziologie nicht nur hinsichtlich der Standards wissenschaftlichen Arbeitens durchaus selbstbewusst viel zu bieten, sondern zudem forschungsbasierte Einsichten und Expertise zu den Dynamiken, die Fehlverhalten begünstigen (zum Beispiel Publikationszwänge, Abhängigkeiten in Teams).
7. *Vorwurf der Pseudoforschung*: Es gibt Zweifel an der Wissenschaftlichkeit von Wissenschaft selbst, mit welchem die Geistes- und Sozialwissenschaften systematisch konfrontiert sind. So wird häufig ein positivistisches, reduzierendes Wissenschaftsverständnis als Demarkationslinie der »richtigen Wissenschaft« postuliert, um sich gegen andere Paradigmen abzugrenzen. Die Frage, was »wahres Wissen« ist, und auf welchem Fundament es steht, ist freilich eine so alte und intensiv geführte innerwissenschaftliche Kontroverse wie die moderne Wissenschaft insgesamt. Diese wichtigen und letztlich nicht abschließbaren Debatten haben gezeigt, dass die Vorstellung einer absolut objektiven und letztgültigen Wahrheit dem Wesen des wissenschaftlichen Wissens (wie auch der sozialen Welt) nicht gerecht wird. Gerade die soziale Wirklichkeit ist eine immer dynamische, deren Wirklichkeit als verobjektivierte, nicht aber als objektiv gegebene zu verstehen ist. Sie kann selbstverständlich methodisch kontrolliert und hinreichend beobachtungsunabhängig beschrieben und interpretiert werden. Aber sie ist nicht von derselben Wirklichkeit wie die so genannten »Naturgesetze«.

Allerdings wäre es in diesem Lichte unsinnig zu leugnen, dass auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Pamphlete, Meinungs-

stücke, pointierte Zeitdiagnosen, Polemiken oder Debattenbeiträge verfassen, die sich von einem engen, auf Überprüfbarkeit ausgelegten Wissenschaftsverständnis entfernen. Überwiegend wird dies klar ausgewiesen, es kommt also darauf an, die Genres zu erkennen und mit diesen redlich umzugehen. Ebenso müssen sich soziologische Analysen und selbst empirische Designs die Frage (immer) gefallen lassen, und diese ernst nehmen, wie normativ sie sind.

Angesichts dieser, von uns offensichtlich nur vorläufig und unvollständig skizzierten Gemengelage kann die (soziologische) Antwort nicht sein, sich hinter den Schimären »alternativer Fakten«, »der einen Wahrheit« oder »objektiven Evidenz« zu verschanzen. Auch die Komfortzone des »Pluralismus« ist keine angemessene Antwort, jedenfalls wenn dies ohne kontroverse Debatte um Inhalte und Maßstäbe zur wohlfeilen Programmatik verkümmert, die einem *anything goes* Vorschub leistet.

Zum einen ist Wissenschaft unausweichlich selbst in gesellschaftliche Auseinandersetzungen eingebunden, gegen die sie sich nicht vollständig immunisieren kann (und vermutlich nicht sollte). Was jedoch ausdrücklich nicht meint, sich distanzlos mit dem untersuchten Gegenstand zu identifizieren. Methodisch kontrollierte Distanz ist ein konstitutives Merkmal guter Forschung, gerade auch um die eigene Verstrickung erkennen zu können. Zum anderen wird zuweilen unterschlagen, dass in der Wissenschaft unterschiedliche Geltungsansprüche miteinander ringen, und wissenschaftliche Befunde (letztlich immer, übrigens auch und gerade in den angeblich objektive(re)n Naturwissenschaften) vorläufig sind. Viel eher muss vermittelt werden, dass Wissenschaft ein Prozess der systematischen Suche nach Evidenz und Erklärung ist, der auf Offenheit und Pluralität der Perspektiven zwingend angewiesen ist. Das heißt nicht, dass in der Wissenschaft alles möglich ist oder sein sollte und man auf Begründungszusammenhänge vollends verzichten könne. Wissenschaft zeichnet sich durch methodisches Vorgehen, Nachvollziehbarkeit und Ergebnisoffenheit aus, und braucht einen Rahmen, in dem Ergebnisse verhandelt werden können. Wenn aber keine ehrliche, sachliche Debatte rund um Methoden oder Epistemologien geführt wird, kommt es unter Umständen zu blinden Flecken und Tunnelblicken, die – anders als gute Wissenschaft dies beinhaltet – das eigene Wissen gegen wissenschaftlich *anders* gelagerte Befragungen immunisieren.

Die Soziologie scheint nun in einer besonders kritischen Situation, da der Kern des Faches multiparadigmatisch und plural ist, und sich selbst So-

ziologinnen und Soziologen oftmals nicht einig sind, was gute Wissenschaft ist und kann. Angesichts einer doppelten Verortung in einer naturwissenschaftlich-positivistischen Tradition einerseits und in einer hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Tradition andererseits, lässt sich eine gewisse Zerrissenheit kaum leugnen. Galt die Vielfalt des Faches einstmals als Stärke, so entzündet sich daran – durchaus auch aus dem Fach heraus – immer wieder Streit. Der Konflikt um Zahlen und Deutungen, die Spannung zwischen nomothetischer und interpretativer Forschung, die Verschiedenheit von qualitativen und quantitativen Herangehensweisen, die Verwobenheit normativer und empirischer Fragen – all das lässt die Soziologie als uneins erscheinen. Das macht das Fach anfällig für Infragestellungen von außen, wie sie zuweilen von populistischen Skeptikern geäußert wird.

Manche meinen nun, man müsse populistischer Wissenschaftskritik mit szientistischen Objektivitätsansprüchen begegnen (siehe dazu Strohschneider 2017). Aber es gibt auch gute Gründe, den puristischen Rückzug auf objektive Evidenz als Etikettenschwindel anzusehen, weil dieser die Entstehungsbedingungen wissenschaftlichen Wissens verschleiert, wo sie offengelegt werden sollten. Gerade die Fähigkeit, die Kontingenz der eigenen Konstrukte zu erkennen, macht reflektierte und damit gute Wissenschaft aus. Umgekehrt muss sich ein Teil der konstruktivistischen Ansätze fragen lassen, wie sich wissenschaftliche Erkenntnisse der Öffentlichkeit vermitteln lassen, wenn es heißt, es könne keine richtige Version der Welt geben und wir hätten es immer nur mit perspektiven-, kontext- und akteursabhängigen Wissensbeständen zu tun. Das Nebeneinander unterschiedlicher Geltungsansprüche kann durchaus als Einladung zur Beliebigkeit verstanden werden, derer sich, wie jüngste Beispiele lehren, auch wissenschaftsfeindliche Positionen zu bedienen wissen. Der Verweis auf die Grenzen und Bedingtheit scheinbar objektiven Wissens, so richtig er sein mag, kann somit zum Bumerang werden. Alle Paradigmen und Perspektiven müssen sich fragen lassen, wie normativ, politisch, moralisch sie – wahrscheinlich wider besserer Absichten und besseren Wissens – tatsächlich forschend agieren.

Die Soziologie steht zwischen Scylla und Charybdis, so dass der Weg durch die Mitte der einzig sinnvolle bleibt. Weder Zahlenfetischismus noch völlige Deutungsoffenheit frei jedweder Empirie helfen wohl weiter. Gerade deshalb ist das Fach darauf angewiesen, dass die Verständigung über gute Wissenschaft und die Verflechtung unterschiedlicher Perspektiven nicht aufhört. Das fordert diejenigen, die es sich im Paradiesgarten der vielen Farben gemächlich gemacht haben ebenso wie jene, die im Haus der Zahlen

die Welt vermessen. So sollten wir es als eine besondere durchaus bewährte Stärke des Faches (vgl. den legendären »Positivismusstreit«) erkennen, diese Uneinigkeit in produktive, forschungsbasierte Debatten überführen zu können. Ein Fach muss keinen letztverbindlichen Konsens über Theorien, Methoden und Verfahren herstellen, aber es braucht eine Vorstellung und Praxis der Bezogenheit, der wechselseitigen Verweise und einen übergeordneten Orientierungsrahmen, in den sich die unterschiedlichen Wissensbestände hineinstellen lassen. Dafür sind wissenschaftliche Verfahren, anerkannte Methoden und nachvollziehbare und gut dokumentierte Vorgehensweisen essenziell, ebenso wie die Verständigung über wissenschaftliche Gütekriterien. Sich mit dieser Flanke zu beschäftigen, könnte ein lohnender Dienst an einer Wissenschaft sein, die überindividuelle Geltungsansprüche aufrechterhalten will und sich nicht mit dem stummen Nebeneinander des Unterschiedlichen zufriedengibt.

Am 19. Januar 2018 luden wir, unterstützt durch die DGS im Rahmen des »public sociology« Formats, Daniela Grunow von der Frankfurter Goethe-Universität und Armin Nassehi von der LMU München zum Gespräch über diese Situation. Der Abend war (womöglich zu?) polemisch um die Spannung »(Er)Zählen – Zahlen und Deutungen in einer komplexen Welt« konzipiert, was sich aber als Glücksgriff erwies. Wir wollten gemeinsam mit ihnen diskutieren, wie unser Fach – auch vor dem Hintergrund innerdisziplinärer Kontroversen – mit Fragen von Evidenz, Daten und Deutungen umgehen kann, kurz: wie sich die Soziologie als Wissenschaft auf der Suche nach Einsicht und Erkenntnis positionieren kann. Beide Kollegen/innen griffen auf ihre, zum Teil gegen die Frage kritisch gewendete Weise den Titel auf, und stellten ihre soziologischen Überlegungen zur Diskussion. Diese Beiträge werden nachfolgend in überarbeiteter Form publiziert. Wir hoffen, damit zu einer fälligen und notwendigen Debatte beizutragen.

Literatur

- Strohschneider, P. 2017: Über Wissenschaft in Zeiten des Populismus. Rede anlässlich der Festveranstaltung im Rahmen der Jahresversammlung der DFG am 4. Juli 2017 in Halle (Saale), http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2017/170704_rede_strohschneider_festveranstaltung.pdf, letzter Aufruf 20. Mai 2018.
- Wissenschaft im Dialog 2017: Wissenschaftsbarometer 2017, Berlin, www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Dokumente_17/WB_2017_Web.pdf, letzter Aufruf 20. Mai 2018.